

So denkt eine junge Deutsche

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **29 (1950)**

Heft 10

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-336495>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ist eine Abweichung von der Gewerbefreiheit wirklich durch das «Gesamtinteresse» gerechtfertigt?

Ist der Bund wirklich «genötigt», von der Gewerbefreiheit abzuweichen?

Ist ein Wirtschaftszweig in seinen Existenzgrundlagen gefährdet?

Ist ein Landesteil wirklich in wirtschaftlicher Hinsicht «bedroht»?

Liegt eine volkswirtschaftlich schädliche Auswirkung eines Kartells vor?

Wenn der Verfassungsrichter solche Fragen anders beurteilt als der Gesetzgeber, so kann er dessen Sozial- und Wirtschaftspolitik auf weite Strecken lahmlegen. Dann werden wir die Richterregierung *in optima forma* haben und zu einer Machtverschiebung innerhalb unseres Staates gelangen, die mit dem demokratischen Grundcharakter desselben in weit höherem Grade unvereinbar ist, als es je ein verfassungswidriger Rechtssatz mit der Rechtsstaatsidee war.

Von welcher Seite man immer das Problem der Verfassungskrisen anpackt, mit der bloßen Sanktionentechnik der Verfassungsgerichtsbarkeit kommt man ihm nicht bei. Die Verfassungstreue kann dort, wo verfassungswidriges Recht zur Befriedigung neuer und dringender Bedürfnisse der Volksgemeinschaft geschaffen wurde, nicht mit einem staatsrechtlichen Rekurs erzwungen werden. Sowenig wie jener preußische König seinen Untertanen die Liebe zu ihm mit dem Stocke einbläuen konnte.

So denkt eine junge Deutsche

Aus einem Brief

Die Verfasserin dieses Briefes ist 1926 geboren, heute also 24 Jahre alt. Bis zu ihrem 16. Altersjahr besuchte sie eine Mittelschule in Zürich. Dann siedelte sie mit ihren Angehörigen nach Deutschland über, wo sie die Reifeprüfung bestand und das Ende des zweiten Weltkrieges erlebte. Zurzeit übt sie in einer westdeutschen Stadt einen künstlerischen Beruf aus. Einer politischen Partei gehört sie nicht an.

Der Brief – er lag uns im Original vor – ist an eine in der Schweiz wohnende ehemalige Klassenkameradin, ebenfalls eine Deutsche, gerichtet. Wir publizieren ihn (unter Weglassung einiger Abschnitte rein privaten Charakters), weil er uns – als bemerkenswertes menschliches Dokument – geeignet zu sein scheint, in die geistige Situation eines Teils der gebildeten deutschen Jugend der Gegenwart Einblick zu gewähren.

Red.

... Nach Zürich habe ich je länger desto mehr Sehnsucht; aber leben möchte ich dort auf die Dauer nicht mehr. Weißt Du, wenn man jahrelang in den aufwühlendsten (das ist sanft ausgedrückt!) Verhältnissen herumgewirbelt wurde, ist man für eine friedlich wohl-situierte Beschränkung ein-

fach verdorben. Dabei habe ich oft große Begierde danach, aber eben nur, wie man sich ins Himmelreich wünscht, ohne deswegen daran zu denken, sich freiwillig das Leben zu nehmen.

Seltsamerweise liebe ich das Leben um so mehr, je schwieriger und mühevoller es zuweilen ist. – Und auch die Liebe zu Deutschland – ja, wie soll ich das sagen? Die schwärmerische veilchenfarbene «Liebesphantasie», die ich in der Schweiz zu dem fernen Paradies empfand, ist längst tot und verloschen. Es gab Zeiten, wo ich dieses unverständliche törichte Volk, das zu 80 Prozent aus einer unerträglichen, geistig trägen Masse besteht, und dem anzugehören ich die sehr umstrittene Ehre und das noch zweifelhaftere Vergnügen habe – verachtet, ja verabscheut habe; – Zeiten, in denen ich an jeder inneren Zugehörigkeit verzweifelt bin. Die Erziehung zum freien Individuum, das Herangebildet-werden zur Kritik, zum selbständigen Denken, zur Erkenntnis der Würde des freien Menschen, was alles während der Zürcher Kinder- und Jugendzeit in mich gelegt wurde und wofür ich meinen Lehrern unwandelbar dankbar bin – das alles machte mich gerade in Deutschland – beinahe zu meinem Schrecken – viel «schweizerischer», als ich es mir je gedacht hätte, werden zu können. Ich fand keinen Weg zu diesen unklaren, gedankenlos autoritätshörigen Menschen, die sich Deutsche nannten – und je älter ich wurde, desto stärker trennte sich das, was ich «eigen» nannte, meine Gedanken und Erlebnisse, von der Gedanken- und Anschauungswelt der Umgebung, in der zu leben ich mich *gezwungen* fühlte. Das ging so lange, bis jeder verzweifelte Versuch, mich einzufügen, einer großen, schmerzhaften Enttäuschung wich, über das Zusammenbrechen aller Illusionen, die ich mir von meinem – Du allein weißt, wie enthusiastisch – geliebten Phantasievolk gemacht hatte. Die Enttäuschung ging über in Zorn, Bitterkeit und Ablehnung. Die Menschen, die ich nun noch lieben und verehren konnte, waren für mich nicht mehr «Deutsche», sondern Angehörige einer Weltgemeinschaft, des Ordens der wachen, erfüllten, glühenden Menschen.

Deutschlands Niederlage berührte mich schon nicht mehr im innersten Wesen, ich sah in ihr das Urteil eines langen Prozesses, in dem die Gerechtigkeit gesiegt hatte. Die Menschen mußten bestraft werden für ihre Hybris auf der einen und ihre entwürdigend «bucklige» Gesinnung auf der andern Seite. Daß diese «Strafe» ein noch größeres Chaos an Charakterschwäche erzeugte, machte mich noch gleichgültiger gegen das allgemeine Leiden. Ich konnte gleichgültig sein; denn ich schloß mich ja nicht aus – ich hatte den vollen Teil an diesem Leiden. Ich habe gehungert und gefroren, daß ich heute noch nicht wieder ganz gesund geworden bin; die grauenhaften Bilder der Zerstörung, des hunderttausendfachen Todes in der gestorbenen Stadt Dresden,

die schrecklichen, nicht erzählbaren Geschehnisse der ersten russischen Besetzungszeit, die abermalige Knechtung des Geistes in der Ostzone, das alles genügt, um ein Alptraum der nächsten zwanzig Jahre zu bleiben.

Und dann sah ich langsam die Hybris wachsen, aber diesmal auf seiten der andern, die den Zeigfinger hoben im Namen der sozialistischen Weltrevolution oder unterm Kreuz der abendländischen Kultur, sah den Hochmut und die Beschränktheit, hörte, wie amerikanische «Geschäftsleute» sich darüber unterhielten, daß sie eben doch «das falsche Schwein geschlachtet» hätten – von wegen der Bolschewiken, merkte, wie man auf beiden Seiten uns ganz gerne wieder als Kanonenfutter verwenden möchte (na was – die besten Soldaten, nicht wahr!?) in einer eventuellen Auseinandersetzung der Weltideen, – die Erbärmlichkeit des Machtstrebens der *ganzen Welt* trat mir ins Bewußtsein, aber auch die Unausweichlichkeit der Auseinandersetzungen.

Und langsam stieg ein großes, tiefes Mitleid in mir auf mit unserem elenden Volk und seiner verwünschten Zankapfellege – Lage im Herzen Europas – und mit dem Schicksalsfluch seines gespaltenen Gesamtcharakters: Großes bildende Phantasie und praktisch-politische Unmündigkeit.

Ich lernte wieder sehen, wie aus dem Nichts ein nicht unbeträchtliches Etwas entstand, mit was für einer zähen Ausdauer, mit welch rührendem Fleiß und sauberer Präzisionsarbeit die Menschen sich mühen, um ihr bißchen Dasein ringen, mit welcher zaghaften Anspruchslosigkeit sie versuchen, aus den Trümmern ihrer Existenz sich ein wenig Fröhlichkeit und ein wenig «Daheim» zu retten, und wie manche versuchen, über die eigenen Sorgen hinaus auch ein bißchen gut zu sein.

Schon beginnt das Ausland wieder mit mißtrauischen Augen auf die verhaßte Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit zu schielen; schon beginnt man mit Erstaunen wahrzunehmen, wie sich hier wieder ein europäisches Zentrum der Kunst und Wissenschaft bildet, wie die Menschen, die noch gestern vor Hunger, Schwäche und psychischer Lebensangst wie arme Tiere am Boden klebten, die Stirn heben und Werte schaffen, die sich aufs neue in der Welt die Anerkennung erzwingen – und das nach einem Untergang, wie er niemals ein Land entsetzlicher traf.

O ja, Deutschland ist kein politischer Begriff und wird vielleicht nie einer werden – unsere Unfähigkeit zur Selbstregierung, zur politischen Vorsicht ist zu sagenhaft – aber *weil* es keiner ist, eben darum kann es auch nicht sterben, auch wenn es gänzlich unter fremde Herrschaft geriete.

Es interessiert mich auch gar nicht so sehr, welche Anerkennung, welche Weltgeltung Deutschland als Staat, als politisches Gebilde jetzt und später erhalten kann; mein Mißtrauen in seine Leistung auf diesem Gebiet sitzt zu

tief; und obwohl es zum Beispiel ein sehr häßliches Gefühl ist, wenn nun die Kant-Stadt Königsberg Kaliningrad heißt, und wenn über Ostpreußen, Pommern, Schlesien ein unbeschreibliches Leid hereingebrochen ist – Du ahnst nicht, wie tragisch! –, so wäre selbst diese berechtigte Revisionsforderung es nicht wert, daß noch ein Tropfen Blut darüber vergossen wird. Tragen wir also auch das Unrecht als Sühne für gehabte Schuld.

Aber daß das andere Deutschland, das geistige Gebilde, der Begriff, welcher Fleiß, Tüchtigkeit, schöpferische Arbeit bedeutet, daß die Menschen, die die besten und im edelsten Sinn «typisch deutschen» Eigenschaften und Fähigkeiten verkörpern – daß *dieses* Deutschland und *diese* seine Bürger der Welt noch Großes und Wesentliches zu sagen und zu geben haben werden, daran glaube ich so fest, wie ich an die Ewigkeit der Kunst glaube.

Und siehst Du, diese «Realität» Deutschland, die nichts mehr mit meiner ehemaligen Wunschphantasie zu tun hat, die liebe ich, mit einer sauberen, kräftigen Herzlichkeit, ohne Sentiments und Überschätzung, mit manchem Stirnrunzeln sogar, aber in meines Herzens Herzen mit einer stillen, durch allen Zweifel nicht zerfressenen Bewunderung. Und innerhalb des gesamten Menschheitsverbandes (*der* Menschen nämlich, die wenigstens einigermaßen ihren Gattungsnamen «homines sapientes» verdienen) der kleinen Untergruppe «Mensch» anzugehören, die ihre Gefühle und Gedanken in deutscher Sprache los wird, bin ich zufrieden und manchmal sogar ein bißchen stolz, wenn auch der Stolz mit allerhand Ironie und Bescheidung gewürzt ist.

Nur, weißt Du, ich kann das Pharisäertum nicht vertragen: «Mein Gott, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie jene», das billige Vertrauen in eine Stärke, die nur auf dem Mist der Leidenslosigkeit gedieh; ich kann es nicht leiden, wenn Menschen damit protzen, daß sie sauber und schnurgerade gewachsen sind – nur weil sie in einer geschützten Ecke wohnen, wo noch nie ein Windchen daherfuhr, um sie zu biegen. Tugend, die nicht versucht wurde, ist keine Tugend. Ein Charakter, an dem Not und Elend nicht tüchtig geätzt haben, kann leicht blank sein, und wer nicht ins Feuer geworfen wurde, darf nicht über die Brandwunden des andern schmähen.

Ich schätze es sehr gering, wenn man, wie zum Beispiel Herr Thomas Mann (bei aller Würdigung seiner enormen Verdienste und Leistungen in der Wortkunst, die er geradezu artistisch beherrscht) aus Amerika die verdorbenen Deutschen mit verachtungsvollem Bedauern maßregelt und tadelnd erzieht, sich dann aber im Falle «Mann» durchaus bereit findet, sich in demselben Land, das nie wieder zu betreten er sich in einem seiner Bücher geschworen hat, mit Goethe-Preis und königlichen Ehren feiern zu lassen. Weißt Du, als ich im März 1945 durch das rauchende Dresden lief, mir über Trümmer

und Leichen, die, wie verkohlte Riesenpuppen anzusehen, überall auf den Straßen lagen, einen Weg bahnte (denn als Straßen waren diese expressionistischen Durchschlüpfe nicht mehr zu erkennen) und endlich bis zum Dresdener Gefängnis gelangte, wo mein Vater saß, von der Gestapo wegen «Wehrkraftzerstörung» verhaftet und mit dem Todesurteil bedroht (schrieb ich Dir das eigentlich schon?) – als ich wie eine Verzweifelte mit den Staatsanwälten kämpfte, um ihn wenigstens einmal zu sehen – Herrgott, da glaubte ich, daß die Welt zu Ende sei. Und ich war damals 19 Jahre alt. Ich habe mir den Glauben an ein besseres und edleres Deutschland ziemlich teuer erkaufte; und viele, viele litten mehr als ich und waren tapferer als ich. Kannst Du Dir vorstellen, wie sehr ich mich geschämt habe für die Selbstbefleckung unseres Volkes – wie ich es aber auch aus tiefster Seele niedrig finde, um der guten, tapferen und unschuldigen Menschen willen, die ja auch in diesem Lande leben, nur die Schande und nicht die durch das Elend doppelt anzuerkennende Kühnheit und Lauterkeit zu sehen, die zur selben Zeit da war und noch da ist? Daß das Gute und Gescheite immer und überall in der Minorität existiert, wie Goethe sagt, ist freilich eine Tatsache, aber eine, die nicht nur für uns gilt . . .

PIERRE BRETON

Katholizismus und Kommunismus in Frankreich

Seine Exzellenz, der Erzbischof von Paris, hat dem Abbé Boulrier das Zelebrieren der Messe, die Verabreichung und das Empfangen der heiligen Sakramente untersagt. In der Stufenleiter der Sanktionen, die die katholische Kirche über ihre Mitglieder verhängt, fehlt hier nur noch die schwerste: die Exkommunikation. Der Abbé Boulrier gehörte lange Zeit dem Jesuitenorden an; nach der Befreiung Frankreichs bekleidete er einen Lehrstuhl für internationales Recht am katholischen Institut in Paris. Der Lehrauftrag wurde nicht erneuert.

Abbé Boulrier gehört zu jenen katholischen Priestern in Frankreich, die unter dem Namen «Chrétien^s Progressistes» eine Verständigung mit Sowjetrußland, mit den Kommunisten, predigen. Seine Teilnahme am kommunistischen Intellektuellenkongreß in Breslau, seine sehr aktive Tätigkeit als leitender Funktionär der kommunistischen Bewegung der «Friedenspartisanen», seine Mitarbeit an der kommunistischen Wochenschrift «Action» trugen ihm aus Rom verschiedentliche Verwarnungen ein. Da diese nichts nützten, wurde